

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Werner hatte den Gedanken aufgegeben, sich um eine andere Stellung zu bewerben. Es war unvermeidlich, daß von seiner Bewerbung der Geheimrat Kersten ebenso wie Dora Buchholz etwas erfuhren. Ein Geheimnis läßt sich schwer wahren, besonders, wenn es sich um Stellungswechsel bei hervorragenden Beamten in der Industrie handelt. Warum hätte er die Stellung aufgeben sollen? Er sah ja, Dora ignorierte den Vorfall genau so, wie er selbst so tat, als ob nichts geschehen wäre. Wenn er sich jetzt um eine Stellung bewarb, so war das ein Zeichen seines bösen Gewissens. Geheimrat Kersten wäre so lange in ihn gedrungen, um den Grund seines Fortganges zu erfahren, bis er ihm hätte gestehen müssen: „Ich habe eine Dummheit gemacht und hübe dieselbe freiwillig.“ Die Stellung aufzugeben, dazu hatte er immer noch Zeit, wenn die Verhältnisse sich zu seinem Ungunsten verschoben und wenn die Kündigungsfrist herankam. Wenn er fortging, konnte er nicht in der Nachbarschaft bleiben. Es wäre ihm doch zu qualvoll gewesen, Dora immer wieder zu begegnen. Wenn er fortging, dann wollte er auch das Vaterland wieder verlassen und in das Ausland gehen. Er war bei seinen Vermögensverhältnissen durchaus nicht auf den sofortigen Antritt einer neuen Stellung angewiesen; er konnte schon noch ein paar Jahre zu Studienzwecken auch im Auslande leben, und in Nordamerika empfing man ihn sofort wieder mit offenen Armen, besonders in Pittsburg. Wenn er aus der Stellung bei den Buchwaldschen Werken wieder ins Ausland ging, machte das auch einen viel besseren Eindruck. Man sagte sich: der Mann hat seine Stellung aufgegeben, weil er eben noch weiter studieren wollte und vor allem, weil er noch nicht das gefunden hat, was er sucht.

So hatte Werner nach seiner Ueberzeugung auch an einen sicheren Rückzug gedacht und kam nicht in die Gefahr, von irgendwelchen unermutet auftretenden Verhältnissen überrascht zu werden. Mit Dora hatte er nur geschäftlich verkehrt. Er sandte ihr schriftliche Berichte, und sie schrieb gewöhnlich direkt unter dieselben ihre Entscheidungen. Es war das notwendig, damit Akten über die betreffenden Angelegenheiten vorhanden waren. Sie fügte sich stets den Vorschlägen Werners.

An den Grafen Minter hatte Dora eine Ansichtspostkarte geschrieben, und der Graf hatte ihr auch, soviel Werner wußte, geantwortet. Daß sie an ihn, Werner, nicht eine Ansichtspostkarte schrieb, war selbstverständlich. Es wäre das eine Vertraulichkeit gewesen, die zwischen der Chefin und ihrem Angestellten nicht statthaft war.

Früh um sechs Uhr schwang sich Werner auf sein Pferd und ritt nach Zvershofen hinüber, wo er mit Graf Minter zusammentreffen und Frau Glover abholen wollte. Er wunderte sich schon, daß er das Pferd des Grafen nicht auf dem Schloßhofe fand.

Frau Glover kam zu Pferde von den Stallungen her und sagte ihm nach der Begrüßung:

„Sie müssen sich heute schon mit meiner Gesellschaft begnügen, Herr Bergrat. Graf Minter ist durch ein Telegramm abberufen worden. Er mußte eine kleine Reise antreten; er will indes heute nachmittag wieder hier sein. Wir können unsern Spazierritt heute nicht zu weit ausdehnen, ich muß bald wieder zurück sein.“

Frau Glover sah übermäßig aus, und es war so viel Unruhe in ihr, daß es selbst Werner auffiel. Sie sah sich auch während des weiteren Ritts wiederholt um, als er warte sie, daß ihr jemand folgen könne.

Solange Barbara und Werner in scharfer Gangart ritten, war natürlich das Reden ausgeschlossen. Aber selbst wenn sie die Pferde wieder im Schritt gehen ließen, kam es zu keiner ordentlichen Unterhaltung. Bald von der einen, bald von der andern Seite fielen abgeriffene Bemerkungen, auf welche kurze Antworten kamen, durch die ein dauerndes Gespräch nicht eingeleitet wurde. Es war etwas mit Frau Glover nicht in Ordnung, das sah Werner mehr und mehr ein; aber er hatte kein Recht, sie zu fragen.

Früher als sonst wandte Frau Glover den Kopf des Pferdes wieder nach Zvershofen, und als sie in Sicht ihrer Besitzung war, hielt sie das Pferd an und sagte unvermittelt zu Werner:

„Grüßen Sie den Herrn Grafen von mir, wenn Sie ihn wiedersehen. Ich beabsichtige, morgen nachmittag zu verreisen. Wie lange ich fortbleibe, kann ich Ihnen nicht sagen. Aber ich bedarf der Erholung und muß fort, ohne eigentlich ein bestimmtes Reiseprogramm zu haben. Ich weiß nicht einmal, wohin ich meine Schritte lenke; vielleicht gehe ich nach Paris, vielleicht nach London, aber ich kann mich noch anders entscheiden.“

„Ah, Sie wollen verreisen, gnädige Frau?“ sagte Werner, und der Ton seiner Worte bräute wohl Erstaunen aus.

„Ja, es ist ja die allgemeine Reisezeit.“ antwortete Frau Glover. Es geht jedermann jetzt auf Reisen, und man kommt sich ganz deklassiert vor, wenn man nicht auch seine Herbstreise antritt. Lange kann ich ja nicht fortbleiben, schon wegen der Aufführungen im Musikverein nicht. Allerdings müßte es schlimmstenfalls auch ohne mich gehen; niemand ist unerlässlich.“

„Das wollen wir nicht so schroff hinstellen, gnädige Frau! Ich bin erst kurze Zeit hier, aber ich weiß, wieviel von Ihrer Person für diesen Verein abhängt.“

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung,“ sagte Barbara und reichte Werner die Hand. Dieser hielt diese einen Augenblick fest und küßte sie.

„Ich werde nun wieder meine Ritte allein aufnehmen und hoffe es zu vermeiden, in Ihre Waldschönung zu geraten, gnädige Frau. Mit Graf Ritter werde ich wohl wenig zusammen reiten können. Der ist jetzt fortwährend unterwegs, und dann ist er auch zerstreut und wenig zugänglich.“

„Ja, es ist mir auch schon aufgefallen,“ bemerkte Frau Glover; „es hat eben jeder sein Rädchen zu tragen. Ich hoffe aber, die Sache bei unserem Grafen ist vorübergehend und wird sich in Wohlgefallen auflösen. Sie aber bitte ich noch besonders, und zwar im Namen aller Ihrer Freunde, sich nicht übermäßig anzustrengen, damit wir in einigen Wochen ein frohes Wiedersehen feiern können. Noch einmal: grüßen Sie den Herrn Grafen.“

Barbara Glover reichte Werner noch einmal die Hand, und dieser küßte dieselbe wieder und blieb auf dem Fleck, auf dem sich Barbara von ihm verabschiedet hatte, halten, um ihr nachzusehen, bis sie hinter der Parkmauer von Zversshofen verschwunden war.

„Eine prächtige Frau,“ sagte er dann für sich; „wirklich, eine wunderbare Frau! Verständig und selbstbewußt im besten Sinne. Ihr gegenüber fühlt man sich so sicher und vertraut, als wäre sie eine Schwester.“

Dann ritt Werner in Stimmn versunken weiter den Weg auf Station Buchwald zu. Seine Gedanken waren weit fort; sie gingen unwillkürlich von Barbara Glover zu einem andern weiblichen Wesen über und nahmen Werner derart in Anspruch, daß er erst wieder zur Wirklichkeit erwachte, als das Pferd den Versuch machte, über den Straßengraben in ein benachbartes Feld zu gehen. Da erst schreckte er empor, zog das Pferd zurück und besann sich auf die Wirklichkeit.

„Es wird noch alles gut werden“, tröstete er sich selbst. Dann setzte er dem Pferde die Sporen ein und ging im Galopp die Chaussee hinunter über die Eisenbahnkreuzung bei Buchwald und bis zu seiner Villa.

Werner frühstückte und fuhr nach der Justinus-Grube. Obersteiger Mandlid erwartete ihn und brachte ihn im Querschlag an die verdächtige Stelle.

Auf Anordnung Werners war ein Bohrloch wagrecht in den Stoß (Wand des Stollens) so weit vorgetrieben worden, als dies mit den mechanischen Hilfsmitteln möglich war. Das Bohrloch reichte über zwei Meter in den Sandstein hinein. Es war dann ein selbstregistrierendes Thermometer bis an das letzte Ende des Bohrloches vorgeschoben worden, und das Resultat war ein sehr überraschendes: im Innern der Steinwand war es bedeutend wärmer als in der Streda selbst. Der Unterschied betrug 12 Grad Celsius. Die Richtigkeit der Beobachtung war nicht in Zweifel zu ziehen; in Gegenwart Werners wurde das Thermometer herausgezogen und abgelesen.

„Die Sache ist nicht natürlich“, meinte Obersteiger Mandlid, „und gegen alle sonstigen Beobachtungen. Im Innern des Gebirges ist es doch sonst immer wärmer als in den Streden, und hier ist es bedeutend kälter.“

„Es muß an der verschiedenartigen Schichtung liegen“, meinte Werner, „sonst kann ich mir die Sache auch nicht erklären. Aber natürlich leitet brüchiger Tonchiefer die aus dem Innern der Erde kommende Wärme ganz anders als der Sandstein. Der Sandstein kann wieder mit Ton durchsetzt sein, und das letztere ist sogar wahrscheinlicher. Vielleicht kommt die Kälte aus einer Tonsschicht, unterhalb deren sich Wasser befindet.“

„Sollen die Beobachtungen fortgesetzt werden?“

„Warum nicht?“ antwortete Werner. „Zimmerhin bekommen wir vielleicht einige Resultate, die uns Material zu einem Artikel für eine Fachzeitung geben. Man muß solche Beobachtungen den Fachgenossen nicht vorenthalten. Vielleicht hat man auch an anderer Stelle ähnliche Temperaturdifferenzen bemerkt.“

Als Werner mittags nach Hause kam, teilte ihm Frau Wolf mit, der Hauptmann Kersten habe schon dreimal angetelephoniert und müsse durchaus den Bergrat sprechen.

„Ist der wieder hier?“ fragte Werner einigermaßen überrascht, denn er wußte von der Rückkehr des Hauptmanns nichts. Er vermutete auch, daß der Geheimrat gegen seine Absicht bereits zurückgekehrt sei, und telephonierte in der Wohnung an. Die Wirtschaftlerin aber teilte ihm mit, der Geheimrat sei noch nicht zurückgekehrt, wohl aber der Hauptmann seit dem Tage vorher. Der Hauptmann war nicht anwesend, sondern nach Neuenburg gefahren; indes wollte er nachmittags wieder da sein.

Werner hat ihm mitzuteilen, daß er (Werner) sich gemeldet habe.

Im Generalbureau fand Werner nichts Wichtiges vor. Als er dann nach der Theresienhütte kam, wurde ihm mitgeteilt, der Hauptmann Kersten habe sich wiederholt telephonisch gemeldet.

Werner ließ sich sofort Verbindung mit der Wohnung des Geheimrats Kersten besorgen, und diesmal antwortete die Stimme des Hauptmanns sofort selbst:

„Ich muß Sie sprechen, heute noch, unter allen Umständen“, erklärte er, als er erfuhr, wer am Apparat sei.

„Ich stehe gern zu Ihrer Verfügung“, antwortete Werner.

„Ich bitte, können Sie um 8 Uhr in der Weinhandlung von Zimmermann sein?“

„Jawohl. Es wäre mir allerdings lieber vielleicht um achteinhalb Uhr.“

„Also um achteinhalb Uhr erwarte ich Sie bei Zimmermann“, kam die Antwort.

Die Stimme des Hauptmanns hatte merkwürdig erregt geklungen. War etwas mit dem alten Herrn nicht in Ordnung? War Geheimrat Kersten vielleicht erkrankt oder gar verunglückt? Warum war Lothar allein zurückgekehrt, und weshalb wünschte er Werner so dringend zu sprechen?

Nun, in wenigen Stunden wußte Werner ja, um was es sich handelte.

Der Dienst vollzog sich nachmittags wie immer; nur verließ Werner etwas zeitiger die Theresienhütte, um nach dem Bauplatz zu fahren, auf dem die Mädchenfortbildungsschule errichtet wurde. Er wollte sich selbst von dem guten Fortgange des Erweiterungsbaues überzeugen, um am nächsten Tage dienstlich an Dora berichten zu können.

Werner aß dann Abendbrot, kleidete sich um und fuhr mit seinem Auto nach der Stadt zu Zimmermann. Hier fand er den Hauptmann Kersten in Zivil, doch in Gesellschaft zweier Offiziere von dem Infanterie-Bataillon, das in Neuenburg in Garnison stand.

Hauptmann Kersten, der ein auffallend gerötetes Gesicht hatte, kam auf ihn zu und sagte:

„Bitte, wollen Sie im Nebenzimmer Platz nehmen. Ich muß allein mit Ihnen sprechen, ich komme sofort zu Ihnen.“

Es handelt sich also um eine wichtige Sache, dachte Werner, als er nach dem Nebenzimmer ging, das noch ganz leer war, um sich hier einen Platz zu suchen und die Weinkarte zu prüfen.

Nach wenigen Minuten kam Kersten in das Zimmer und nahm am Tische Werners Platz.

Werner wartete auf die Anrede des Hauptmanns; dieser aber saß ihm stumm gegenüber und klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne. Dann blickte er auf, und Werner erschrak über den haßerfüllten Blick, der ihm aus den Augen des Hauptmanns entgegenleuchtete.

Kersten schien sich nur mühsam zu beherrschen. Langsam und mit eigentümlichem Tonfall begann er:

„Ich hatte heute früh Gelegenheit, unversehen von Ihnen zu beobachten, wie Sie von dem Spazierritt mit Frau Glover zurückkehrten. Ich sah, wie Sie ihr zweimal zärtlich die Hand küßten, ich sah, wie Sie ihr entgeistert nachstarrten, ich sah, wie sie endlich in demselben Zustand von Entgeisterung nach Hause ritten.“

Der Hauptmann machte eine Pause, und Werner fühlte sich nicht veranlaßt, ihm zu antworten. Diese Einleitung war denn doch etwas sehr sonderbar. Seine Ruhe schien aber Kersten noch mehr zu erregen. Hastig stieß er die Worte hervor:

„In welchen Beziehungen stehen Sie zu Frau Globe in Zversshofen?“

„Wollen Sie mir vielleicht sagen, was Sie zu dieser Frage berechtigt?“ fragte Werner scharf.

„Was mich dazu berechtigt?“ entgegnete Kersten. „Nun, es ist eine Unverschämtheit von Ihnen, Ihre Augen zu dieser Frau zu erheben! Sie sind ein Missethäter und werden nichts. Wenn Sie aber durchaus nach Geld heiraten wollen, so wenden Sie sich doch an das Gänschen in Saarfirchen, zu Ihrer Fräulein Chefin. Dort ist noch mehr Geld zu holen, als bei Frau Glover.“

Werner hatte sich erhoben. Der Mann da ihm gegenüber handelte wohl in einem Zustand von Unzurechnungsfähigkeit und wollte ihn durchaus brüskieren. Noch beherrschte sich aber Werner und erklärte:

„Ich nehme an, daß Sie im Fieber reden, Herr Hauptmann, und daß Sie nicht wissen, was Sie soeben gesagt haben. Ich will Rücksicht auf Ihren Zustand nehmen, so weit es sich um meine Person handelt. Aber ich untersage Ihnen ein für allemal, eine nicht anwesende Dame zu beleidigen und über Fräulein Buchwald Aeußerungen zu tun, die ebenso verlegend wie unpassend sind.“

„Also auch ein Ritter dieser Dame!“ höhnte Kersten. „Nun, wenn Sie Mut haben und so ritterlich gesinnt sind, wissen Sie ja, was geschehen soll.“

Kersten machte lehrte und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Schwarzwaldfahrt.

Von Direktor Brackmann.

Während heiß brannte die Sonne vom Himmel herab auf unseren ersten Ablochplatz bei Ziegelhausen am Neckar. Unsere Belte, die das Regiment Kaiser Wilhelm liebenswürdigst geliebt hatte, gewährten einen guten Schutz gegen die glühenden Strahlen, und bald schmorzte und lodete es in allen Tüpfeln. „Das ist der Duft der Küche“ sang einer aus der hungrigen Schar mit großer Begeisterung. Und Hunger hatten wir alle. Mit der Abfahrt am 1. Juni morgens um 4,56 Uhr von Gießen hatten wir, mit zehn Teilnehmern des Gießener Pädagogiums, kaum etwas gegessen. Mit einer ungestümen Jugendkraft, die überhaupt nicht erschöpfbar schien, waren wir in Heidelberg aus dem D-Zug geklettert, aber allein schon der Marsch auf das Schloß mit 40 Pfund im Rucksack hatte uns gezeigt, daß wir keinen Spaziergang vor uns haben würden, sondern eine rüdtige (vortliche) Leistung. Galt es doch noch, auf unserer Fahrt den Feldberg bei Freiburg mit seinen 1500 Metern zu besteigen. — Doch langsam, eins nach dem andern. Essen stärkt ja wohl, macht aber auch träge. War es deshalb zu verwundern, daß wir mit einem Nachen gen Heidelberg fuhren. Noch ein letzter Blick auf das Schloß, dessen Anblick immer und immer wieder das Herz mit Freude füllt, ging es unter frohen Schellliedern zur Bahn und dann mit dem D-Zug nach Straßburg. Die Schwarzwaldberge zu unserer Linken wurden höher und höher, die Hornis-Gründe grüßte herüber, als wollte sie sagen: „Seht frohe Gesellen, so hoch müßt Ihr steigen und noch einmal die Hälfte höher, dann habt Ihr meinen größeren Bruder bei Freiburg bezwungen.“ Doch das konnte uns gar nicht sonderlich imponieren. Der Mensch ist ja dann immer am leichtesten bereit, sich seiner Leistungen zu rühmen, wenn er — nichts zu leisten hat. Als wir am Bahnhof in Straßburg erfuhrten, daß unser Quartier (Kaserne d. Infart.-Regts. Nr. 10) noch $\frac{1}{2}$ Stunden entfernt lag, wurden selbstverständlich aller Gesichter lang und länger. Glücklich angekommen, ging es mit derselben Selbstverständlichkeit ans — Essen. Wie um eine Mausede verlegen, wenn es gilt, sich selbst zu verteidigen, behauptete man allgemein, der Ballast im Rucksack müßte entfernt werden und wäre, da dies die einzige Möglichkeit, im Magen zu verflauen. Daß uns trotz dieser ausgiebigen Kraftzufuhr am ersten Tage unserer Fahrt und einer erquickenden Nachtruhe auf Strohsäcken, die nur einmal durch eine leider erfolglose Jagd auf Mäuse unterbrochen wurde, am Morgen des nächsten Tages die 380 Stufen zur Plattform des Münsters leichter geworden wären, läßt sich kaum behaupten. Die Achtung vor Meister Erwins Werk wuchs mit jeder neuen Treppstufe. Doch ein herrlicher Hundblick von oben belohnte uns und nicht ohne besondere Anerkennung gedachten wir Goethes, nicht weil er mit solcher Begeisterung von dem auch für uns herrlichen Denkmal gotischer Baukunst geschrieben hat, sondern — Poesie und Prosa! — weil er bei seinem Bemühen, schwindelfrei zu werden, von seinem lutigen Standort nicht abgestürzt war. — Doch, wir durften nicht nur bewundern, wir wurden vielmehr auch bewundert. Einige Ausrufe zeigten das. „Deutschlands letzte Rettung“ wurde mit der Antwort quittiert: „Und Frankreichs Ende!“ Scheinbar hatte der Französling, dessen Begehe seiner nicht mal guten Zähne das Wort entflohen war, genug von unserer Antwort: sein, höflich gesagt, nicht sehr geistreiches Gesicht und schneller Abgang bewiesen das. „La quene civile“ sagte ein anderer. Wieso wir den Bürgerkrieg darstellten, war uns zunächst wenig klar. Als uns dann aber eine, wie es schien, den gebildeten Ständen angehörige Dame fragte, ob wir denn unsere schwarz-rot-gelbe Fahne — wir hatten unsere Tourenfahne mit den Farben des Pädagogiums, die uns vergangenes Jahr auf unserer Rheintour auch begleitete, wieder mitgenommen — so öffentlich tragen dürften, das seien doch die Revolutionsfarben von 48, da begann es uns zu dämmern. Stille Deiterkeit und umso größere Freude an den geliebten Farben waren das Resultat der naiven Anfrage. Im allgemeinen trafen uns in Straßburg wenige freundliche Blicke. Die Wadegeschichte von Babern hat scheinbar das niedere Volk nicht gerade für Deutschland begeistert. Oder war es etwa schon vorher so?

In Freiburg, dem nächsten Ziel unserer Fahrt, gefiel es uns allein deshalb schon bedeutend besser. Wir bedauerten nur unendlich, daß der Turm des herrlichen Münsters, dessen streng gotische,

Himmelanstrebende Schlantheit bewundern zu können wir uns so sehr erfreut hätten, mit einem riesigen Holzgerüst umgeben war. Acht Jahre soll das gräßliche Ding stehen bleiben, sagte man uns. Um so mehr Beachtung fanden die anderen Bauten der Stadt, alte und neue. Besonders die für die moderne Baukunst charakteristische neue Universität erregte unsere Bewunderung. Ein herrlicher Bau in seiner machtvoll, breit hingelagerten Schwere. Dabei innen von einer trotz marmorner Treppen imponierenden Schlichtheit. Es muß eine Lust sein, in solchem Hause bedeutenden Lehrern zu lauschen. — Doch zurück zu unserer Fahrt. Nachdem uns das Freiburger Artillerieregiment gastlich aufgenommen, gingen am nächsten Morgen mit der Bahn bis zur Station Himmelreich. Hier sollte die eigentliche Fußwanderung durch den südlichen Schwarzwald beginnen. Vom Himmelreich gings — ins Völkental. Graufiger Namen, aber herrliche Landschaft. Immer neue frohe Lieder führten uns die stark steigende Straße hinauf am Dirschprung und an der Ravennaschlucht vorbei nach Titisee. Das wild zerklüftete Tal entließ uns zu einem herrlichen Blick auf den zirka 800 Meter hoch liegenden See. Nach kurzer Rast gings weiter. Das anfangs etwas trübe Wetter klärte sich mehr und mehr auf und der Rucksack zeigte bei der immer stärker werdenden Steigung bald, daß noch genügend in ihm war. Wenn dieser oder jener nicht mehr so recht weiter konnte, dann „wurde die Landschaft betrachtet“, ein euphemistischer Ausdruck für „Luft schnappen“. Endlich nach langem Steigen kam der auf seinen Höhen noch mit Schnee bedeckte Feldberg in Sicht und wurde mit kräftigem, dreimaligem Heilruf begrüßt. Doch wer geglaubt hatte, daß wir nun bald am Ziele wären, hatte sich gründlich geirrt. Noch zwei Stunden angestrengten Steigens gebrauchten wir, ehe wir am Feldbergerhof und Bismarckdenkmal vorbei auf dem höchsten Gipfel anlangten. Auch hier nur eine kurze Rast, da die Alpen im Nebel lagen und nicht gesehen werden konnten, schnell eine Aufnahme der Wanderer im Schnee gemacht, dann gings hinab nach Maenzenschwand. Hinab, ja eigentlich! Aber uneigentlich verließen wir uns und landeten nach nochmaligem starkem Steigen auf dem Herzogen-Horn. Von da gings ohne Weg nach dem Kompaß. Der dadurch notwendige Abstieg an einer fast 300 Meter hohen ziemlich steilen Wand war nicht ganz leicht, führte uns aber dem ersehnten Ziele greifbar näher. Fast 60 Kilometer waren wir an diesem Tage gelaufen, trotzdem wurden die 40 Kilometer des folgenden Tages, der uns durch das herrliche Abtal nach Albrück führte, gut zurückgelegt. Alles war gesund und munter und — müde. Und dennoch bewunderten wir nach unserer Ankunft in Neufausen, wohin uns der Zug gegen 10 Uhr brachte, in heller Begeisterung den im Mondschein überwältigend schön daliegenden Rheinfall bei Schaffhausen. Wenn Goethe einst schrieb, man werde nie alle Empfindungen, die diese Naturerscheinung in uns hervorrufe, restlos zum Ausdruck bringen können, so fanden wir das am anderen Morgen beim Blick vom Käuzelt und Fischach auf die gewaltigen, den Felsen hinabdonnernden Wassermassen erst recht bestätigt. — Doch weiter! Mit dem Dampfer gings stromauf nach Konstanz. Auf dem Untersee überraschte uns ein ziemlich starkes Gewitter. Ein Blitz schlug in ein von unserem Schiffe gar nicht allzu weit entferntes kleines Schifferboot und erschlug den Insassen, einen Schiffer aus Ermatingen, wie wir später erfuhrten. Die Naturgewalten in ihrer Riesengröße und die Kleinheit des Menschen kamen uns an diesem Tage unserer Fahrt so recht zum Bewußtsein.

Konstanz hatte sein Festkleid angelegt. Doch nicht, wie wir selbstverständlich zuerst im Bewußtsein unserer Bedeutung annehmen, um uns, leider! Die badischen Minister und Landtagsabgeordneten weilten in den Mauern der Stadt. Zum ersten Male seit hundert Jahren, wie ein Abgeordneter auf dem abends im alten Konzilgebäude stattfindenden Festbankett in seiner Rede betonte. Uebrigens ein Ort, bedeutende Feste zu feiern, wie er besser nicht zu finden ist. Die Saaldecken werden von gewaltigen Eichbäumen getragen, zwischen denen schon Dub sein Todesurteil empfing, u. das Groß-Konzil der katholischen Kirche von 1414—1418 stattfand, das einzige auf deutschem Boden. Sie haben geglaubt, als die Karolinger noch regierten und vielleicht haben sie einem auf der Jagd ermüdeten Herrscher aus diesem Hause zu erwidender Rast kühlenden Schatten spendet. Schauer ahnungsvoller Erinnerung an jene Glanzzeiten deutscher Geschichte wurden beim Durchschreiten der Säle in uns wach. Alles und Neues reicht sich hier unten am Bodensee die Hand: Konstanz und Friedrichshafen. Hier der Glanz alten Bürgerreichtums („Konstantia dives“ sagt der Chronist), dort der Liebling des Deutschlands von heute: Graf Zeppelin. Gern, allzugern hätten wir einen Blick in die Werkstätte dieses großen Deutschen geworfen, aber das gräßliche Regenwetter vereitelte diesen Wunsch und am nächsten Morgen gings nordwärts am Hohentwiel, dem Eßlehardberge, vorbei über Donaueschingen, wo wir zum Besuche der Donaueschinger noch einmal Halt machten, durch unzählige Tunnel, besonders bei Triberg, in ununterbrochener Fahrt wieder nach Gießen. — Sechs Tage waren wir unterwegs, unendlich viel Schönes in Natur und Menschenwerk haben wir gesehen. Das beste Sonnenwetter hatte uns bis zum letzten Tage begleitet. Kein Wunder, wenn alle Teilnehmer trotz einer gewissen Müdigkeit freudig bereit waren, die Tour gleich noch einmal zu machen. Ziel und Bivouac der Fahrt, der Jugend die Schönheit unseres weiteren Vaterlandes

zu zeigen, sie Deutschland immer noch mehr lieben zu lehren und ihren Körper durch tüchtige Marschleistungen zu stärken, treue Kameradschaft zu pflegen, war vollkommen erreicht. Der eifrige begeisterte Dank der Teilnehmer an den Führer hat dies bewiesen. Ich möchte jedoch hier nicht verfehlen, diesen Dank an die Militär- und Bahnbeförden weiterzugeben, die durch ihr lebenswürdiges Entgegenkommen — feinkostige Ueberlassung von Zeltbahnen, freies Kasernequartier, Erlaubnis, trotz der Fahrpreisermäßigung D-Züge zu benutzen — die Tour ermöglicht haben.

Eine Prinzentragedie?

Aus Petersburg wird uns geschrieben: In der Kuskaja Starina werden die Erinnerungen eines früheren Sekretärs des Moskauer Militär-Generalgouverneurs aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlicht; eine der Episoden aus dem Leben des Beamten darf die Aufmerksamkeit weiterer Kreise beanspruchen, ist doch ihr Held eine Persönlichkeit, von der man annehmen muß, daß sie dem österreichischen Throne nahe gestanden hat und einem schweren Schicksal verfallen gewesen ist.

Bei dem russischen Militär-Generalgouverneur lief aus dem Kreise die Meldung ein, daß ein vornehmer Reisender, angeblich ein österreichischer Graf W., auf einer der Poststationen den Postmeister geprügelt habe. Währenddessen war der Graf bereits in Moskau eingetroffen und er ersuchte, nachdem er aus der Kanzlei des Generalgouverneurs an Stelle eines ausländischen Bases einen anderen erhalten hatte, um eine Audienz bei dem Generalgouverneur Fürsten Dmitri Wladimirovitsch Golizyn. Der Graf erschien und er bestach alle durch seine schlanke, überaus elegante Figur, durch seine männliche Schönheit und die Anmut seines unerkennbar aristokratischen Wesens. Er meldete dem Fürsten, daß ihm ein betrübender Zwischenfall zugestoßen sei, der Postmeister habe sich so ungehörig benommen, daß ihm die Geduld gewissen sei und er sich so weit vergessen habe, den Menschen zu schlagen; er sehe seinen Fehler ein und er eruche den Fürsten, ihm Fingerzeige geben zu wollen, wie er seine Schuld mildern, die zugefügte Beleidigung wett machen könne. Der Fürst, der kürzlich selbst in ähnlicher Lage gewesen war, versprach dem Fremden jede Unterstützung, die von ihm abhängig sein könne. Damit schien die Angelegenheit erledigt. Allein indessen traf aber vom Chef der politischen Geheimpolizei, Grafen Wendendorff, der Befehl ein, den Paß des Grafen W. ihm zu übergeben und den Grafen scharf zu überwachen. Der Fremde wurde sofort mit Spionen umgeben, was ihn jedoch nicht hinderte, Bekanntschaften in der besten Moskauer Gesellschaft anzuknüpfen. Er wohnte in dem besten Hotel der Stadt, und er war bald in allen Salons ein gern gesehener und verwöhnter Gast.

Zwei Wochen später erhielt Golizyn von Wendendorff ein weiteres Schreiben, das den Fürsten in Bekürzung versteht. Wendendorff teilte mit, daß ein allerhöchster Befehl vorliege, nach dem der Fremde, der sich den Titel eines österreichischen Grafen W. beilege, nach Sibirien zur Zwangsansiedelung zu verschicken sei; irgendwelcher Erklärungen dem Grafen gegenüber bedürfe es nicht. Fürst Golizyn vermutete ein Mißverständnis; er führte den kaiserlichen Befehl daher nicht aus und ersuchte Wendendorff, dem Kaiser zu melden, daß die Deportation eines Ausländers, der in Rußland absolut nichts begangen habe, was zu so schwerer Strafe Anlaß geben könnte, in Rußland und in ganz Europa viel Aufsehen erregen würde. Immerhin erachtete er es für notwendig, den Grafen zu verhaften und seine Briefschaften und sein Gepäck aufzubehalten. Ein Beamter des Generalgouverneurs erschien am frühen Morgen bei dem Fremden. Der Beamte meldete, dem Grafen stehe „eine unerwartete Reise“ bevor. Der Fremde glaubte, man wolle ihn aus Moskau ausweisen, und sagte nur, er hoffe, man werde ihn nicht nach Oesterreich ausliefern. Als er erfuhr, daß er nach Sibirien verschickt werden solle, erstarb er; ein Blutstrom schoß ihm aus Mund und Nase und er mußte sich auf einen Sessel, den man ihm reichte, niederlassen. Man erwieß ihm ärztliche Hilfe; er wurde in einem der Polizeihäuser interniert und mit allem möglichen Komfort umgeben. Es erwies sich daß er über außerordentlich große Geldmittel verfügte.

Fürst Golizyn verlangte von Wendendorff nochmals, daß dieser dem Kaiser seine ernsten Bedenken melde, doch als Antwort kam nur die Nachricht, der Befehl sei nach Befehdung des Grafen unverzüglich auszuführen. Nach zwei Monaten war der Graf soweit genesend, daß er bei Golizyn um eine Audienz nachsuchen konnte. Der Fürst empfing ihn in seinem Empfangszimmer, nahm ihn unter den Arm und geleitete ihn in sein Arbeitsgemach. Nach einiger Zeit verlangte der Fürst das Portefeuille des Grafen; der Sekretär, der das Verlangte herbeischaffte, sah, daß der Fürst den Fremden mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte, und er hörte, wie er ihn „Hohheit“ titulierte. Nach gerannter Zeit öffnete sich die Tür, der Fürst ließ dem Fremden den Vortritt und er geleitete ihn wie eine Person von hohem Rang, bis zur Treppe. Der Fürst war sehr erregt; er schrieb in französischer Sprache an den Kaiser einen außerordentlich kühnen Brief, in dem er darauf hinwies, daß die Erfüllung des kaiserlichen Befehls ein europäischer Skandal sein würde, daß der Befehl

gegen das Völkerrecht und gegen die Grundgesetze des Reiches verstoße und daß er daher den Kaiser ansehe, den Befehl rückgängig zu machen. Er habe sich aus den Dokumenten und von Monarchen an den Fremden geschriebenen Briefen überzeugen können, daß dieser wirklich . . . sei — hier ließ der Fürst in seinem Briefentwurf einen freien Raum — und er bot den Kaiser, die in Rede stehende Person lediglich aus dem Reiche auszuweisen. Nachdem der Brief ins Reine geschrieben worden war, füllte der Fürst die Blätter aus, unterzeichnete ihn und versiegelte ihn eigenhändig mit seinem Wappensiegel.

Nach einiger Zeit erfolgte der Befehl, die Person, die sich Graf W. nenne, nach Odessa zu bringen und sie dem Fürsten Boronzow zur Verfügung zu stellen. Vor seiner Abreise war der Graf beim Fürsten Golizyn und nachdem man ihm seine Papiere und sein Geld eingehändigt hatte, verlangte er zu wissen, wieviel die russische Regierung für ihn vorausgibt habe; er bezahlte in der freigiebigsten Weise die Ärzte, die ihn behandelt hatten, die Dienerschaft und die Postkosten; dann bestieg er seine Reisekutsche und reiste unter Bewachung nach Odessa ab.

Dem Sekretär des Generalgouverneurs, den diese geheimnisvolle und unzuverlässig sehr vornehme Person außerordentlich interessierte, gelang es nur zu erfahren, daß der österreichische Hof verlangt habe, daß der Graf verschickt werde. Die aus Odessa zurückgekehrten Gendarmen, die der Graf fürstlich beschenkt hatte, wußten zu erzählen, daß man ihn in Odessa sofort in den Hafen gebracht habe, wo ein Dampfer auf ihn gewartet habe, der sofort in See gegangen sei, um den Grafen nach Konstantinopel zu bringen, wo er die Freiheit erlangen sollte. Es hieß später, daß es sich um einen Erzherzog gehandelt habe, der an einer Revolution beteiligt gewesen sei.

Büchertisch.

— Die neue Münchener Theaterzeitschrift „Phöbus“ veröffentlicht in der Mai-Nummer einen Protest gegen die Massenkonzilation der Berliner Wochenchrift „Die Aktion“. Eine Reihe der namhaftesten Münchener Schriftsteller und Maler, wie Franz Weiskopf, S. Mann, Th. Mann, M. Halbe, K. Wendell, W. Kandinsky u. a. halten es für geboten, zur Tendenz und zu den künstlerischen Absichten der „Aktion“ ihre Sympathie kundzugeben. — In demselben Heft spricht Hugo Ball über das aktuelle Thema „Münchener Künstlertheater“ und entwickelt den Plan der jüngerer Künstler, die seinerzeit gegen die Verpachtung des Künstlertheaters an das Düsseldorfer Schauspielhaus protestierten. Er führt aus, daß es sich nicht um eine Reform, sondern um einen Bruch mit der Tradition handelte. Es sollte ein „Theater der Neuen Kunst, des Expressionismus“ geschaffen werden. — Kurt Kersten stellt in einem Aufsatz „Ueber Brahm und Reinhardt“ den stillen, skeptischen Brahmanen den „fachsamen“ Reinhardt, dessen Schwungkraft und Behendigkeit er anerkennt, dessen innere Teilnahmslosigkeit er aber bloßlegt, gegenüber. — In einem sehr interessanten Essay über „Künstlerische Probleme des Bühnenbildes“ gibt Karl Adrian die Möglichkeit an, wie die Bühne, die nicht mehr Raum für die Figuren sein soll, imstande ist, als ein Bestandteil einer farbigen, die Figuren umfassenden Gesamtkomposition zu erscheinen.

— Griebens Reiseführer: Band 22, „Belgien“, 14. Auflage. Mit 13 Karten. (3 Mk.) Verlag Albert Goldschmidt, Berlin W. 35. Alle in dieser Neuauflage des Führers „Belgien“ enthaltenen Angaben über Hotelpreise, Besuchsorten der Museen, Straßenbahnen, Bergausgangsorte usw. sind einer gründlichen Durchsicht unterworfen worden. Auch in bezug auf Museen und andere Sammlungen wurden Ergänzungen und Berichtigungen auf das Gewissenhafteste vorgenommen, so daß die neue Ausgabe als die zurzeit denkbar genaueste angesehen werden kann. Da außerdem die Einteilung des Bandes besonders übersichtlich gehalten ist, und das beigegebene reiche Kartenmaterial gleich dem Text dem neuesten Stand entspricht, dürfte der bereits bekante und beliebte Führer zu seinen alten Freunden sicher zahlreiche neue gewinnen. — Zu gleicher Zeit erscheint ein Sonderabdruck des Führers, betitelt „Brüssel und Antwerpen“, zum Preise von 1.20 Mk.

Rätsel.

Kennt du die Schaar von mutigen Gesellen —
Ich sage nicht, wie viel es ihrer sind —
Die furchtlos sich dem Feind entgegenstellen,
Der spielend jeden Sturm auf sie gewinnt?

Nimmst du das Haut — ein großes R — von ihnen,
So bleibt ein Tier, das wohl nicht jeder liebt.
Zwar ist es manchem schon gar treu erschienen,
Doch nur so lang, er ihm sein Viehes gibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Acrostichs in voriger Nummer:
Reiter — Hor — Trier — Tee — Hjan — Ruhr — Salz —
Hase — Auster — Uhu — Sarajato; Rittershaus.